

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 9 (1927)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Jahr jährlich Fr. 10.50, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 3.00. Für den Ausland per Jahr Fr. 12.00, halbjährlich Fr. 6.00, vierteljährlich Fr. 3.50. Einmalige Belegpreise sind nach dem Versto zu obigen Preisen hinzuzurechnen. / Einzelnummern kosten 20 Pf. Erschließt auch in hänglichen Buchhof-Büros.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einmalige Propaganda-Zeile 30 Rp., Auslands 40 Rp., Bekanntheit 50 Rp., 150 Rubel Fr. 2. per Zeile. / Schriftgröße 60 Rp., keine Verantwortlichkeit für Platzierungsverweigerung der Inserate. / Inseratenchluss: Mittwochabend

Administration und Inseratenannahme: Dvag A.-G., Zürich, Giltstrasse 43, Telefon S. 65.49, Postfach-Konto VIII 3001 / **Druck und Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäfers-Straße, Tel. 60

Nr. 31

Zürich, 5. August 1927

IX. Jahrgang

Wochenchronik. Schweiz.

Die Bundesfeier liegt hinter uns. Bieleorts zeigte sich das erste Bedauern, sie in würdiger Weise zu begehen und den bekannsten Feiernswissenschaftler zu wehren allein nicht überall war das der Fall. Man wird darum die Anregung eines angesehenen Volksmannes begrüßen, es sei vom Bundesfeierkomitee aus zu prüfen, wie sich die vaterländische Feiertage einseitiger und gebaltvoller gestalten ließe. Glöckchengläute, Höhenfeuer und das Abgehen, das sich jeweils in den Dienst eines guten Wertes stellt und abendschlussweise einer anderen, sich selbstverwirklichter Arbeit zuführt, auch die künstlerische Hofpartie, sie möchte man nicht missen; doch dürfte sich allerorts dazu das Wort gefellen, das der Bedeutung des Tages Ausdruck verleiht. In der Bundesstadt hat man die letzten Augustfeiern vom lauten, verkehrsreichen Parlamentsplatz hinweg auf den geschlosseneren, stillen Münsterplatz verlegt, wo der Anblick der Kathedrale allein schon eine weissenhafte Stimmung schafft und erfrischen und beglückenden Darbietungen in Musik und Reden ruft. Bei schlechter Witterung wird die Feier in das Münster selbst verlegt. Diese Anordnung hat viel dazu beigetragen, die städtischen Augustfeiern besonders eindrucksvoll zu gestalten.

Eine Doppelfeier erlebte das Bergdorf Brienz am 1. August. In glücklicher Weise wurde dort vorzöglich dem vaterländischen Festtage eine Gedenkfeier geweiht, die daran erinnert, daß der Dichter Heinrich Federer in Brienz geboren war und dort seine ersten Kinderjahre verlebte.

Die eidgenössische Politik steht im Zeichen der Sommerferien. Da und dort hört man zwar von Rundgebeten für das eidg. Gesamtgesetz und macht dabei die überrassende Erfahrung, daß nun auch die Linkstreife einmütig für daselbst einstehe, sie, die bei der Abstimmung im Nationalrat erklärten, es sei reaktionär und völlig unbefriedigend, allein von politischem Eifer ist im allgemeinen nichts zu spüren. Die ganze Landesregierung ging zu Wochenbeginn auf Reisen, um gemeinsam mit dem Bundesrat den 70. Geburtstag des Bundesrats Gen. A. G. u. a. z. u. begehen. Die Rüstigkeit und große Arbeitsfreudigkeit des Chefs des Departements des Innern lassen kaum daran glauben, daß er das bißliche Alter erreicht hat. Bundesrat Chuard, der einstige Chemiefachmann, Direktor der westschweizer Weinbauerschule, waadtändischer Großrat, Staatsrat und Nationalrat, der in vorgezeichnetem Alter wider seinen Willen zum Bundesrat gewählt wurde, hat an seinem Festtage wohlverdiente Ehrungen erfahren. Zum zur Freude und dem Lande zum Wohle möchten wir wünschen, daß eines seiner besten Regierungswerke, dem er viel Arbeit und größtes Interesse gewidmet hat, das eidg. Tuberkulosegesetz bald in Kraft erwasche.

Auch am ersten August beerbergte die Waadt die Schweizerische Landesregierung. Der Gelamibundestrat nahm mit allen eingeladenen Kantonsvertretern an dem einseitigen Kongress in Vevey teil. Das nach einer Pause von 25 Jahren wiederum mit überwältigender Ausdehnung und Beteiligung abgehalten wurde. Ein ausländischer Politiker, der den 1. August in der Schweiz verlebte und am Wineserfest teilnahm, tat den Ausspruch: „Ein Volk, das sich in solcher Weise um eine Idee zusammenschließt, kann niemals auseinanderfallen.“

Internationales aus Genf.

Die Seabrückerkonferenz, die heute schon von vielen als geistreich betrachtet, Amerika lehnt die englischen Vorschläge ab, weil sie ihm die Notwendigkeit auferlegten, über große Summen für Schiffsbauten auszumergen und den starken Einbruch zu vermeiden, England wolle sich um jeden Preis die Vorherrschaft zur See sichern. Die letzte Hoffnung beruht auf den japanischen Vermittlungsvorschlägen vom 2. August. Sollte auf dieser Basis eine Einigung nicht zustande kommen, dann würde nach der Meinung von Präsident Coolidge die Konferenz auf unbestimmte Zeit zu verlagern. Das bedeutet nichts anderes als ein neues Abbrüchlingsfiasko.

Ausland.

Die blutigen Wiener Tage wirken sich für Oesterreich nachhaltig politisch aus. Der Beschluß des sozialistischen Gemeinderates von Wien, ein Gemeindebeschwerde von 1000 bis 2000 Mann zu gründen, hat bei der bürgerlichen Bevölkerung Beunruhigung erweckt, weil sie in einer solchen Organisation ein politisches Wachsmittel erblickt. Staatskanzler Seipel erklärte sich namens der Bundesregierung gegen die Gründung, da dieselbe notwendig sei. Der Staatspräsident falls die Aufgabe zu den Wirren, wie sie in Wien vorgekommen sind, einzuschreiten. Auch die internationalisierte Militärkontrollkommission sprach sich gegen die Gründung aus.

Johan Castberg der Beschützer des unehelichen Kindes

Wer irgend ein tieferes Interesse an sozialen Fragen nimmt, dem wird der Name eines norwegischen Mannes, der Ende letzten Jahres in seinem Heimatlande dahin gegangen ist, Johan Castberg, kein unbekannter sein. Er ist doch mit den meisten der sozialen Reformen verknüpft gewesen, die in seinem fortschrittlichen Vaterlande in den letzten Jahrzehnten durchgeführt worden sind und ist er namentlich als der Urheber der norwegischen Kindergeleße weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt geworden.

Johan Castberg war Jurist von Beruf und als Politiker eine treibende Kraft bei der Bildung der jungliberalen Partei in Norwegen nach der Auflösung der Personalunion mit Schweden im Jahre 1905. 1908 trat er als Justizminister in die liberale Regierung ein, die damals ans Ruder kam und befristete von 1913 bis 1914 den Posten eines Ministers für Handel und soziale Angelegenheiten. Bis an sein Lebensende war er Mitglied des Stortings (Parlaments). Sein lebendiges Interesse für soziale Fragen, sein rastloser Eifer für die Hebung des sozialen Niveaus seiner Volksgenossen, seine rücksichtslose, von seinen Gegnern als fanatisch bezeichnete Kampfbereitschaft, wo es die Abschaffung

sozialer Mißstände galt, entsprangen einem großen, warmen Herzen, das fremdes Leid fühlte wie selberlebtes. Die Ritterlichkeit, die seine Freunde an ihm rühmten, reichte bis in den tiefsten Kern seines Wesens.

Von jeher hatte sein Interesse der Arbeiterbewegung gegolten, und von zu Studienzwecken unternommen Reisen in Dänemark, Deutschland und England brachte er Impulse heim, die bei der Ausarbeitung des Arbeiterengesetzes fruchtbringend wurden, an dem ihm der Hauptanteil zukam. Als in den kritischen Jahren nach dem Weltkrieg in seinem Lande magere Zeiten den fetten folgten, in denen man in Norwegen vom goldenen Überflut gelebt hatte, wie die Grille in der Lafontaine'schen Fabel von den Früchten des Sommers, war er wieder die treibende Kraft bei der Ausarbeitung eines Minimum-Lohngesetzes, das kaufmännische Angestellte vor der Ausnutzung als Folge der wirtschaftlichen Krise schützte. Wer weiß, wie es dem Mutterrechts-Versicherungsgeleße gegangen wäre, hätte es in Castberg nicht einen so beredeten Fürsprecher gehabt, der es an allen Schären reaktionärer Meinung und der Parteipolitik vorbei in den sicheren Hafen brachte.

Aber die mutigste und schwerste Arbeit seines Lebens galt den Kindergeleßen von 1915, die man nach ihm als „Castberg'sche Barne-love“ benannt hat. In der weitgehenden Form die er ihnen gegeben hatte, verteidigte er sich gegen eine Flut von Widerstand — mit Hilfe einiger Weisheitsgüter seiner Partei, mit der Unterstützung führender Frauen wie Gina Krogh, Ratti Anker Møller, Mette Schreiner u. a. und der Arbeiterbewegung (Magnus Nilssen, Fernanda Nilssen, Martha Tynes). Etwas unerschrocken bezeichnete diese Geleße, etwas, das so rücksichtslos an dem Fundamente der Volksgemeinschaft, der Familie, zu rütteln schien, daß man es weichen kann, daß ein harter und leidenschaftlich geführter Kampf um sie entbrannte, in dem Anhänger und Gegner nicht nur in Parlamentsauschüssen, in Sitzungszimmern, auf Protestversammlungen und in der Presse rangen miteinander, sondern der seinen Zwiespalt bis in den Kreis der Familie selbst trug und Meinung hart gegen Meinung stoßen ließ. Diejenigen Bestimmungen des neuen Geleßes, gegen die der Sturm im besonderen wüthete, wollten nichts mehr und nichts weniger als das uneheliche Kind als gleichberechtigt neben das in der Ehe geborene stellen. Es sollte nicht nur seine Mutter und ihre Familie, sondern auch den Vater und die seine auf genau der gleichen Basis wie das eheliche Kind beerben

dürfen; dazu sollte es das Recht haben, den Namen seines Vaters zu führen.

Die Gegner des neuen Geleßes prophezeiten, daß es den Zusammenhalt wie die Würde der Familie völlig untergraben würde. Auch würde es die moralische Widerstandskraft und das Verantwortungsgesühl der Frau schwächen (von dem des Mannes sprach beziehungsweise kein Mensch). War das Ansehen einer alten Familie nicht mehr wert, als etwa das Wohl und Wehe eines Kindes, das der Sohn des Hauses als ganz junger Student mit einem Dienstmädchen gebackt habe und für das man ja auch auf andere Weise „anständig sorgen“ könne? Sollte es kommen und nach dem Reichtum des Hauses, ja nach dem Namen, auf den man stolz war, seine Hand ausstrecken dürfen? Würde das Geleße dem Betrug, der Namen- und Erblichkeitsrecht Tor und Tür öffnen, als Folge der Unmöglichkeit, die Vaterhaftigkeit wirklich einwandfrei zu beweisen? Ein und her wogten die Meinungen, und die Streiche der Gegner fielen mit besonderer Härte auf den Mann, der den Kampf entfacht hatte, der es wagte, dies Neue zu wollen und sich für seine Verwirklichung einzusetzen. Eine norwegische Zeitung (Norste Intelligensleder) schrieb damals, daß die Fantastie aller in einem Maße erregt sei, daß man fast meinen müsse, jeder Gemann habe in irgend einem abseitigen Winkel des Landes ein uneheliches Kind verborgen. Und sie mühten sich nun mit dem Gedanken vertraut machen, es könne jedem Vaterland — ganz sicher aber beim Tode des Vaters — eine uneheliche Mutter mit ihrem Kinde in ihren Familienfrieden hineinbrechen.

Eine Volksabstimmung machte der Fehde ein Ende und erhob den Castberg'schen Vorschlag zum Geleße, das am 1. Januar 1916 in Kraft trat.

Dann wurde es jahrelang fast ganz still um die Castberg'schen Kindergeleße, die eine so schwere Geburt erlebt hatten. Die sensationellen Fälle, die ihre Gegner von ihrer Wirkung ermarktet hatten, blieben aus — allerdings schien auch nichts von den Erwartungen ihrer Anhänger in Erfüllung zu gehen, unter denen die Idealisten von ihrer Einführung etwa das Andenken einer neuen Ära erhofft hatten, in der aus erstarktem Verantwortungsgesühl höhere Sittlichkeit erwachsen sollte.

Was die praktischen Ergebnisse der Castberg'schen Kindergeleße betrifft, so bezeichneten die Anworter, die auf eine Anfrage des Sozialministeriums bei den Justizbehörden des ganzen Landes (1920) eingingen, ihre Wirkungsweise fast durchgehends als befriedigend.

Requiem.

Ruhe.

Es liegen meine Hände
Gefaltet mit im Schoß,
Sich eingehemmt wie Liebende,
Wie junge Tiere blö.

Nimm eine von der andern
Des Blutes Takte auf,
Daß ich nicht Wunsch, nicht Lüge,
Geht keine Sehnsucht auf.

Es schließen meine Hände
Um mich den fahlen Kreis,
Daß ich mich ganz geboren
Und in der Heimat weiß.

Anna Herzog.

Menschen.

Ah, Ihr seid alle, alle gleich fern,
So wie die Engel in weitesten Himmeln nur sind,
Und Ihr verkennt wie freisende Sterne,
Gehst mit vorüber als wehender Wind.
Wißt ich, o müßt ich Euch endlich zu halten,
So wie die Grenze beschleitet die Frucht,
Wär ich die Grenze Euren Entzweiten,
Ziel Euch und Ende der Frucht —
Doch ich kann eines nur: mit Euch entgleiten,
Da Ihr ewig die Flüchtigen seid —
Dahst mich als Wächeln im Glück Euch begleiten
Und als die Träne im Leid.

Anna Herzog.

Begegnung.

Von Helene Koigt-Diederichs.
Ein Bahnhofs voll Menschen und Traglasten.
Mitten im Gang ein Knick, der quikt und vorwärts will, doch das Schweigen drin halpelt unsonst.

Eine junge Frau, braun und prangend, den einjährigen Bubel an dem breiten Schoß, eingeteilt zwischen fremde Männer.

Sie stellt den beiden Knechtungen, der ihr zum Leben schlicht ist, freilich weißer nur und der, ganz ohne Wohlbehagen, auf ihren Knien hoch, fällt ihn unter den Armen, läßt ihn tanzen, fällt mit Rücken über ihn her. Anfangs kreischt der Junge vor Lust, das Tanzen poßt ihm, dann: das Gefühlsverden nicht. Die hellen Augen schließen böse, eine Krallenhand fährt der Mutter gegen den Schoß, entbedt die Spärtpange, schmeißelt abgetrennt der Mantel Rund nach.

Der Zug hält. Sie und her von Menschen, ganz zuletzt steigt eine junge Großmutter ein, die sich ist's auch eine ältliche Mutter, sparlam, klar und beschließend, die sich kaum traut, den Platz zwischen den voneinander rüdenden Knien anzunehmen.
Ihr im Arme hängt ein blondes Kind, ein Mädchen mit rotem Schleifen und Korallenketten und mit Augen, licht und los wie zerlornete Stiefelgüter. Sie magen sich an den Schößen der Witzfaher hin, kommen an den Hüften zurück, flattern noch einmal, schämiger, an den Gesichtern entlang.
Wichtig geraten sie hinüber in den Wind des Altersgenossen, stoden, schliefen sich sanft, bingeln von neuem durchs Wimpernlang, schwimmen leitwärts, während unverrückt das Knick in der gleichen Richtung stehen bleibt.

„Arrrrrr!“ Der Junge staunt, steht bolzengrade auf dem Schoß der Mutter, alle Glieder gespannt, mit feuchtem Säugemund und weiten Augen, die nicht an denen des Mädchens haften, sondern wölbig um das ganze garte Gefäßlein hinquellen. Und nun kößt er alle zehn Finger zum gietrigen Geuß hinaus.

„Arrrrrr!“ — hat, hat!“
Des Mädchens Blick, nach daran, sich neu zu schlingen, werden ganz leer vor Befangenheit. Doch das Mädchen hält aus, ermutigt sich selber, wagt ein Köheln, küßt sich mit einem Glucker an den Hals der Mutter.

„Arrrr!“ beharrt bodend, mit seinem ganzen ungelimten Leibe sich hinüberstrebend, der Junge. Die beiden unbefannten Mütter leben sich an, lächeln, jede voll Beifall für das eigene Kind, und aus diesem Reichtum gern auch der anderen gönnend.
„Hat man eine Not!“ sagt die eine. „Wenn der ist, was in den Kopf geht, da gib's keinenardon. Abends schläft er nicht ein, wenn ich nicht ste, so daß er mich an beiden Ohren zu fassen hat!“
„Trudchen, ach ne, iowas macht die nicht. Die bleibt, wo man sie hintut. Aber fremd ist sie, traut sich nirgends was, und dann immer gleich ans Wäler gebau!“

„Arrrr!“ droht der Junge, metet die Mutter mit Kräufen und Hüfen, deutet zornigen Armes auf das Trudchen, stampft, patßt: bitte, bitte! mit den grüßhervollen Händen, rollt die Blauaugen, stößt feurig gepulstert, gurrend vor Erwartung.
„Der fängt früh an!“ sagt eine Stimme auf der Nebenbank.
Die Mutter lächelt geismetzel, kann den Jungen kaum auf dem Schoße bändigend. Mehr der

Zustauer als feinetwegen steht sie auf, gänzelt ihn zwischen den Körpern und Bänken durch bis zu dem Fensterwinkel der unvorhofft freigezogen zu.

Die beiden Kinder, plüßlich eines im Angesichte des andern, erstarren für eine Sekunde, reihen sich dann ungeheißer die Hände, ja es ist sogar das Trudchen, das den Anfang macht, erst mit der Linken, dann, wie fies gelernt, zierlich auf die Rechte bestimmend.

Der Junge ist von ihrer Höflichkeit gepannt, steht ganz düßlich, findet langsam heraus, wo sein Anteil liegt. Er nähert sich der Nachbarin mit leisen beidern, derb aus ihren Fingerringen herausgewachsenen Kräufen, legt über ihren Armel, ihr Haar, ihre Nase, macht mit seinem weichen Klopffuß eizel an ihrem Wänglein.

Trudchen steht ganz licht, zeigt keine Furcht, hat eine Übung davon, daß dies nicht böse, sondern zuntzlich gemeint ist. Sie richtet feinerlei. Zärtlichkeiten gegen den Jungen, läßt sich nur keine gefallen immer bereit zur Flucht, die sie aber doch erst will, sobald sie wirklich not tut.

Der Junge erwartet irgendwas, das nicht geschieht, ihuener wie ein spielendes Stierfals von neuem seinen Kopf an dem ihren, krümmt sich niedermwärts, zerrt mit seinem feuchten Munde ein Stück von ihrem Kleide hoch, taht darauf, spudt es aus, grinst und haßt.
Trudchen blüht erfröhnd auf den nasen, zerfluterten Fleck, biegt sich zurück, glättet mit betäubten Fingern an ihrem Rücken, dem bösen Jungen nicht, will nicht mehr seine Hände und sein Gesicht, und da sie nach ihnen zu schlagen Angst hat, wechelt sie mit loderen Fingern gegen das Rollen und Tauchen, das ihm ohne Pause aus Mund und Nase schwaubt.

Die Frau in der Ehe:

Unsere Schwiegermütter.

Manch kaum irgend jemand wird soviel geachtet, wie über die armen Schwiegermütter. Und ein willkommener und immer dankbarer Gegenstand für die Mißblätter. Ihre Schwachheiten und kleinen Mängelheiten werden schonungslos dem Gesächter preisgegeben. Selbst junge Mütter läßt schnell mit einem besorgten Scherz bereit über ihre Schwiegermütter und häufig ihre Fehler, ins Kleinsten, um das Mitleid oder die Teilnahme ihrer Bekannten zu erlangen. Und die Schwiegermütter, die sich so leicht über ihre Schwachheiten ein Unrecht zu tun. Denn wie bald nach die Zeit mit Kleinkindern heran, die aus den Spottenden selbst die Verpötenen macht.

Ich meine, daran sollten wir jungen Frauen, denken und der höchsten Ehre über die Verpötenen Schwiegermütter einhalten. Eine allein verdrängt nicht, aber wir können sie ertragen und aufpassen. Ein Missethäter allein verdankt in der Sonne oder verliert im Sande, aber wo sich viele eng verbinden, da bildet sich ein sprudelndes Quell einer ganzen Gegend zu erfrischen und zu erlaben vermag. Die Tröpfchen eines solchen Quells wollen auch die Frauen sein und mit hellen, feinen Sinnen und Erleuchtung und Bittere verschmerzen. Und die großen Mütter, die schon so viel können erlernen müssen, verdienen es, daß wir ihnen das Leben nach Kräften erleichtern und erleichtern; denn was sie heute sind, werden wir bald auch sein. Und wie froh werden wir dann sein, wenn man gut zu uns ist. Deshalb wollen wir auch ihnen zu Liebe leben und dabei bedenken, daß nach dem Maße, mit dem wir ausfallen, uns wiederzugeben wird.

Fretlich fällt es uns Schwiegermüttern oft schwer,

uns in den altmöglichen Gebräuchen und Ansichten zurecht zu finden. Aber wir sollten die Mühe dennoch nicht scheuen, weil wir viel Gutes aus den Erfahrungen der Mütter schöpfen können und manchen Bitteren Saft aus erparter Heilung, wenn wir verstehen, mit klugem Sinne die Lehre daraus ziehen. Den alten Frauen tut es auf jeden Fall wohl, wenn sie leben, daß wir ihre Worte beachten und sie nicht gleich allem Eifer auf die Seite legen. Alle Leute sind liebebedürftig, wie die Kinder deshalb sind die Kleinen ja auch so gerne bei den Großeltern. Und wenn wir in solchen Stunden die Gesellen der unglücklichen Schwiegermütter sehen, dann würden wir wohl mit gleichem Staunen erkennen, wie viele schöne Herzen und wie viele unentbrauchte Liebe darin verborgen ist. Diese aber wollen wir haben, solange es noch in unserer Macht steht. Wir wollen die Bitterkeit aus den Herzen unserer Schwiegermütter tilgen und ihnen ein wohlmeinendes Verständnis entgegenbringen. Wir, die jungen Frauen, sind noch klug genug, wir können vieles, was wir wollen. Einem alten Baume kann man keine neue Form geben, nur ein junger ist noch biegsam. Aber auch ein alter, frohgerigter Apfelbaum hat seine Reize, wenn er im Frühling mit Blüten überfrüht ist, oder wenn wir im Sommer in seinem Schatten ruhen; so verbreitet auch eine gute Schwiegermutter viel Wohlgefallen und wir können sie, wenn wir es nur zu genießen verstehen.

Ich habe immer ein heimliches Gefühl, wenn ich bei meiner Schwiegermutter weile, von der doch die Leute behaupten, daß sie eine ganz Eigennützig und Absonderliche sei. Wir verstehen uns und ich möchte allen jungen Frauen wünschen, daß sie mit ihren Schwiegermüttern so viel Liebes und Gutes erleben, wie ich mit der meinen.

Sie würden ihrer Aufgabe, den unehelichen Kindern Schutz und bessere Lebensmöglichkeiten zu sichern, gerecht, und obwohl die Anzahl der Vaterpflichtigen die vor Gericht kämmt, bedeutend höher sei als während der Klugheit des alten Gesetzes, seien die so gefährdeten Fälle von „Einbrüchen“ unerbittlicher Mütter und ihrer Kinder in das Familienleben sehr selten. Natürlich darf man nicht vergessen, daß sich viel dieser Fälle der Erfassung durch die Statistik entziehen.

Eins aber ist sicher: die Einführung der Castberg'schen Kindererziehung hat die Allgemeinheit in Norwegen dazu gezwungen, ihre Auffassung der Pflichten, die ein Vater gegenüber seinem unehelichen Kinde hat, von Grund auf zu revidieren.

Als unergängliches Ehrenmal aber werden diese Gesetze über die Grabstätte Johan Castbergs Bestand haben, auch wenn diese längst der Vergänglichkeit anheimgefallen ist.

Gertrud Margarete Guntter.

Mary Wigman und — die Haus-haltungsschule!

(Nachdruck verboten).

Ja, das mag nun mancher recht spießbürgerlich klingen!

Und sie wird fragen, was haben denn nun diese beiden miteinander gemein? Mary Wigman, die Tänzerin, die so das Beste aus sich heraus zu holen und vor die Menschen hinauszustellen sucht, und die „prophatische Haushaltungsschule“, die so gar nichts mit Tanz und Kunst zu tun hat?

Und doch ist das alles ganz und gar nicht spießbürgerlich, sondern so wunderbar durcheinander, von einer starken Lebenswirklichkeit und Lebenskraft, von einer so bewußten Einschätzung auch dieser Seite der Lebensnotwendigkeiten, daß es nur einen Reizismus mehr dieses sonst schon so reichen Menschentums bildet.

Ein junges Mädchen, das erfüllt von dem Drang nach dem künstlerischen Beruf Mary Wigmans, kam mit ihrer Mutter zu ihr, um sich ihr wegen des Eintrittes in ihre Schule vorzustellen. Und dabei kam die Rede auch darauf, daß die Mutter ihre junge Tochter eigentlich lieber zuvor noch in eine Haus-haltungsschule schicken möchte — zum großen Unwillen natürlich des jungen Mädchens, das dies als eine erte Amtung empfand und sich schon immer dagegen gemehrt hatte. Und das nun auch diesmal wieder auffahren wollte und meinte, dazu wäre es später immer noch Zeit genug, dann, wenn es einmal wirklich nötig sei.

Und da war es nun ganz reizend, zuzuhören, mit welcher menschlichen Wärme, wie herzlich und sympathisch Mary Wigman mit dem jungen Mädchen über diese Dinge sprach und ihm ihre Mütterbedenken darlegte und ihm dabei in Gebärde und Miene eine so reizend garte, eine so unermüdete Seite dieser wunderbaren Künstlerin zum Ausdruck, daß es allein um bestenwillen schade wäre, diese entzündende kleine Episode nicht weiter zu erzählen.

„Ja“, sagte sie darauf lächelnd zu dem jungen Mädchen, „so macht man nun das abendliche Geschäft vor der Welt! Aber das ist kein Grund dazu. Ihre Mutter hat ja gar nicht so Unrecht. Sie meinen wohl, „so etwas“ habe man bei einem künstlerischen Berufe überhaupt nicht nötig? Oder als Künstlerin sei man über „solche Dinge“ weit erhaben?“

„Ja, sehen Sie, liebes Kind“, fuhr Mary Wigman dann weiter fort, „bitte hören Sie mich, wenn man mich mit allem, was Hausarbeit heißt, in Ruhe läßt, denn ich habe genug Anderes zu denken. Aber, glauben Sie mir, ich würde verloren, wenn ich von dem allem nichts verstände. Wenn der Fußboden für meine Tänzerinnen zu rau oder zu un sauber ist, so muß ich das doch beheben und meinen dienbareren Gesetze folgen können, so, wenn ich Sie mal mit der Schürze sehe, oder wenn die Tische auf dem Flanier schmutzig sind: so, nun hören Sie mal das Leder; oder wenn meine Hausgüter mit den Abrechnungen kommt, so muß ich doch einen Begriff haben, was und wieviel man zu den Dingen braucht und was sie ungefähr kosten, sonst könnte man mich ja schonstens beschämen. Sehen Sie, Sie werden nur davon von einem Dienstboten erwarten Sie mal mit der Schürze, aber wenn ich was heilen will, gerade für eine Künstlerin, das weiß ich nur zu gut — wenn er fühlt, daß Sie selbst etwas von der Sache verstehen. Ich bin meiner Mutter ewig dankbar, daß sie mich zu „diesen Dingen“ gezwungen hat.“

„Aber vielleicht werden Sie einmal gar nicht in der Lage sein, sich einen Dienstboten leisten zu können; Sie werden ja schließlich Ihren Beruf beginnen und werden dann froh sein, sich ihren kleinen Haushalt selbst in Ordnung halten, Ihr Tanzmeister selbst reinigen, selbst Ihr Abendrot kochen zu können.“

„Und da er nun begreifen muß, daß sie nicht das geringste Gute von ihm will, zwingt es ihn, ihr viel zu tun. Nichts mehr von Bade an Bade und jämmerlichem Kauen an ihrem Kleid. Bestellt sie sich anders putzen, soll Wechsel haben von seinen Zähnen und Nägeln und seiner höflich vorgelegten Stirn. Trübendes Gefühl fürcht sich, nun fürchtet sie sich wirklich, ganz ohne Luft und Wohnung. Sie runzelt die Lippen, dann meint sie, ganz ohne Laut, aber mit heftigen Wasserstrahlen.“

„Sehe Mütter trösten an ihr herum. In diesem Augenblick entwidmet sich der Junge den gelockerten Fingern, wirft sich gegen das Trüben, raupt sein Gesicht voll Wohlwollen aus ihrem Schicksel, und sieht in ihren Augen das heilige Feuer und dieses rotes Netz seines Mitleidsgebühres sich erhebt.“

„Nun ermüdet auch dem Trübden der Mut zu offenem Geiz; eine Gefunde lang schmilft sogar etwas von schnell vertehrter Luft neuer Einigkeit durch die gemeinliche Mütli.“

Die Mütter lächeln nicht mehr.

„Bist du doch die Bälger zu Haus!“ rät bedauernd ein Vahlgänger.

„Bist dir aber auch gar zu wild!“ Zoghaft blüht die blonde Frau Entschuldigend und Beifall heischend, gegen die Umstehenden.

„Das ist bloß, wenn eine keinen Spaß nicht versteht!“ wehrt sich die Duntle. „Als ob so ein Kind sich gleich was Schiedes dachte!“

„Ich bezog ihren Augen, damit sie nicht ausnahmslos toben, aber in die Hand, schmeißt ich hin, als jene Mut so weit gehen, daß er offenen Halses seinen Ton mehr hochbringt, die Mißglückliche in den Raufen. Ein Würgefall des Kindes belohnt sie. Zum Glück erhebt sich die Nachbarin an der nächsten Haltestelle. Komm Trübden!“ sagt sie laut.

nen. Und auch als keine Studentin können Sie sich so manches dadurch erparen. Dafür nehmen Sie ein paar Stunden mehr. Und dann laden Sie sich mit Ihre Freunde zum Abendrot ein und kochen einen warmen Suppe auf dem Spiritusofen Ihrer Mutter und das alles ist dann viel schöner, als wenn Sie in einer Pension viel teures Geld dafür ausgeben müssen.“

„Nun denken Sie vielleicht — ich leh's Ihnen ja an — zu dem Dischen brauch ich doch seine Haus-haltungsschule?“

„Ja, mein liebes Kind“, und hier lächelte Mary Wigman heimlich dem jungen Mädchen zu, „Sie können doch gar nicht immer alles machen, was Sie tun werden? Sieht denken Sie nach, ich werde mich sicher nie verheiraten, ich habe meinen Beruf viel zu lieb. Sie werden verstehen, wenn dazu ein erwachsener Mensch ganz leise etwas lächelt! Denn das können Sie doch gar nicht wissen. Vielleicht tritt es doch ein, trotz aller Liebe zum Beruf, daß Sie einladig sagen müssen: Ich kann nicht anders! Dann müssen Sie doch dies alles können und erst recht, wenn Sie Ihren Beruf beibehalten wollen. Sie besser Sie diese Dinge verstehen, umso freier sind Sie für Ihren Beruf.“

„Sie meinen, später sei dazu immer noch Zeit genug.“

„Ja, da bin ich nun wirklich auch der Meinung Ihrer Mutter, daß ich ist, n o r dem Beginn Ihres Studiums, die richtige Zeit dazu sei. Dann hind Sie nachher ganz frei für den Beruf. Denn haben Sie erst einmal angefangen, so geht das Schlag auf Schlag und dann haben Sie gar keine Zeit mehr, sich für eine so lange Spanne daraus heraus zu ziehen. Das verdrängt der Beruf nicht und das werden auch Sie nicht ertragen. Können Sie Ihren Beruf nicht los, dann läßt er Sie und Sie ihn nicht mehr los.“

„Dann, liebes Kind“, schloß Mary Wigman unheimlich liebedoll, „schließen Sie nicht den Kopf zu der Müdigkeit Ihrer Mutter. Sagen Sie „Ja“ dazu, sie hat gewiß recht. Und ein halbes Jahr ist bald vorüber und wenn Sie dann zu sich kommen, dann laden Sie mich mal zu einem Schotoladebesuchchen ein.“

Das Gesicht des jungen Mädchens hatte sich langsam aufgehellt. Merkwürdig, eigentlich hatte die Wigman im Grunde ja gar nichts anderes gesagt, als die Mutter schon immer gesagt hatte, aber — wie viel lieber ließ man sich von einer Wigman überzeugen und — wie viel lieber verstand sie es!

„Mutter!“

„Nun, nun, also das junge Mädchen in eine Haus-haltungsschule eintreten und wird dort hübsch kochen, keine Strümpfe und Kleider und Blumen waschen, kein Zimmer in Ordnung halten lernen, und was er sonst noch alles braucht, so einen kleinen ordentlichen Hausbalt zu führen.“

„Und warum ich diese kleine Gefächte eigentlich ertrüge?“

„Weil sie mit ein ganzes Programm zu enthalten scheint.“

„Weil all das, was wir uns schon über diese Fragen — über die Ausbildung des jungen Mädchens zum Beruf und zum hauswirtschaftlichen Können — zusammengedacht haben, darin in einer menschlich lo-anziehenden, in einer warmen und doch so schlichten Form zum Ausdruck kommt.“

„Und weil ich glaube, daß es vielleicht noch da und dort ein junges Mädchen geben wird, das in den gleichen Zweifeln steht und das sich vielleicht auf-lebter von einer Mary Wigman überzeugen läßt, als von seiner eigenen Mutter!“

Säuglingssterblichkeit.

Mit besonderem Interesse werden immer die neuesten Zahlen über die Sterblichkeit im ersten Lebensjahr, die sogenannte Säuglingssterblichkeit, entgegen-genommen. Bis jetzt liegen für 1924 aus der Schweiz nur die Zahlen des Kantons Baselstadt und der Stadt Bern vor.

Es sind gefunden im Jahre 1924 im ersten Lebensjahre in Basel 88 in Bern 72 Kinder. Auf je 100 Lebendgeborene des gleichen Jahres bezogen, sind in Basel 4,9, in Bern 4,8. In Basel hat sich diese Ziffer, mit Ausnahme des Jahres 1922, schon seit 1916 immer unter 6 Prozent bewegt, in Bern erst seit 1920. In den letzten vier Jahren war die Ziffer aber immer in Bern etwas niedriger als in Basel.

Im Durchschnitt der letzten fünf Jahre starben im ersten Lebensjahre auf je 100 Lebendgeborene:

in im ganzen Kant. Bas. St.	Basel-Stadt	Basel-Land	Basel-Nachod.	Basel-Gösch.	Basel-Genösch.
	5,2	6,3	4,2	4,5	10,3
	4,7	5,6	3,9	4,5	9,5

Die Stadt Bern hat also in allen Gruppen eine kleinere Säuglingssterblichkeit; nur ist nicht ganz klar, ob sich die Berner Zahlen auch wirklich nur auf die Wohnbevölkerung beziehen. Beim Wasser-Material gewinnt man auch Einblick in die Verhältnis-sie nach Heimstätten. Hier zeigt es sich nun, daß die Wälder eine erheblich größere Säuglings-sterblichkeit haben als die Schmeizer. Da Basel aber einen wesentlich größeren Ausländerbestand hat als Bern, so dürfte sich hieraus die größere Säuglings-sterblichkeit Basels zwanglos erklären.

„Wir steigen aus. Komm zum Opa — aber es braucht sich wirklich nicht gleich eine jede neben einen zu legen!“

„Ohne Bild und Gruß freut sie, die Arme um das schluchzende Kind gelegt, an Mutter und Sohn vorüber. Der betriefft, was geschieht, sieht verzweifelt die Plätze von sich, geht hinab auf den Boden, will hinter den Weggehenden zur Wagenkür hinaus.“

„Gute da, das böse Mädchen!“ Die Mutter lockt ihn zur Ablenkung von der Treppe weg an die Scheiben.

Draußen wird Trübden vorbei getragen. Sie wendet sich erstickt zur Wärme der Mutter, lenkt dann aus dieser neuen Sicherheit einen blühenden Blick. Als sie die schimmernden Augenlider zwischen hinter dem Fenster findet, erstarrt ihre lebendigen Miene wie ein Marienfalter, das sich tot stellt.

Und der Junge tott gegen das Glas, stellt sich ohnmächtig, spürt den Finger, ihn der Feindin ins Auge zu bohren. Er magt sich nach vor Mut, sinkt zurück, pugt mit der Oberlippe das schmeibende Mädchen, lüchelt plötzlich, halb noch brüllend, mit offenen Lippen lasow wie einen Kuck von sich gehend zum ersten Mal über das Gesicht der Mutter.

Von Büchern.

„Alexandra Macingski Negri Strozzi Briefe.“ Herausgegeben und eingeleitet von Alfred Doren. (Das Zeitalter der Renaissance. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur. Herausgegeben von Marie Herzfeld. 1. Serie. Band 10. Jena, Diederichs Verlag, 1927.)

Aber noch etwas anderes geht aus den obigen Zahlen mit erschütternder Deutlichkeit hervor: die ganz unermesslich hohe Sterblichkeitsziffer der un-ehelich Geborenen. Bieviele Schicksalser-berdrißlich hinter diesen Zahlen!

Einen interessanten Einblick in die Verhältnisse der Säuglingssterblichkeit gewähren ver-schiedene Tabellen und Modelle, die der Verein für Säuglingsfürsorge St. Gallen feinerzeit in der sog. Tramplausen-Ausstellung der permanenten Aus-stellung für Wöchnerinnen u. Säuglingsfürsorge, an-gebracht hat. Es ist die gegenüber früher ganz ge-waltig gestiegene Stillhäufigkeit, an der nament-lich die Gemeindefürsorge durch Ausbezahlung von Unterfrühen und Stillgebern an die Mütter einen großen Anteil haben. Sie betragen damit aus-gezeichnet die sozial-hygienischen Wert der Frau-tenunterstützung für Mutter und Kind. Die aus-bezahlten Unterfrühen sind angezogen, nicht nur in der Gesamtsumme, sondern auch im Durch-schnitt, auf jede einzelne Wöchnerin berechnet. Und, was mit besonderer Genugtuung konstatiert werden kann, die Stillprämiere bewegen sich rapid aufwärts von 18% auf 26, auf 33, auf 46, auf 50% im Jahre 1924. Das heißt, daß zwei weibliche Wöchnerin 10 Wochen stillt. Wenn man solche Zahlen vergleicht mit den Stillverhältnissen der Jahre 1910-1912, so kommt man erst zur vollen Wertung dieser Tatsachen. Die Welt mag sonst noch in vielen Beziehungen sehr unvollkommen und rückständig da- stehen, das Schicksal der Säuglinge hat sich, so legt einmal Frau Dr. J. Boden in St. Gallen Tagblatt, der-zeitend sehr wohl. Wenn in den ersten 20 Jahren deren Sterblichkeit von 18,2% auf 4,7% gesunken ist in der Stadt und von 15,4 auf 6,3% im Kanton St. Gallen, auf, wie oben gesagt, 5,2% in Basel und 4,7% in Bern, so sind das Zahlen, die in erster Linie der-verbesserten Stillhäufigkeit und Stilldauer zu-geschrieben sind.

Eine interessante Tabelle der Mütterberatungs-stelle St. Gallen-III über die Stillfunktio-nen und andere, die überaus wichtig und er-freulich — wie diese durch richtige Anleitung und Beratung jeder einzelnen Mutter in der Still-funktion gesteigert werden kann. Die wirt fast mit der Sicherheit eines mathematischen Experimentes. So-berd erwartet werden, lagte feinerzeit Frau Dr. J. Boden im St. Gall. Tagbl., als sie diese Völlerung der-berühmten Völlerung, daß mit dem weitem Ausmaß der Mütterberatung die Säuglingssterblichkeit einer-teils noch weiter zurückgedrängt, andererseits die Ge-sundheit und Widerstandsfähigkeit der Kinder und damit des Volkes höher gehoben werden kann. Also Fortschritte des Lebens- und Gesundheitsprinzips und, das dürfen wir behaupten, Erhaltung und Ver-jüngung von Lebenskräften.

Kinderheiraten in den Vereinigten Staaten.

Es wird die meisten Frauen überraschen und erschrecken zu hören, daß in einer ganzen Reihe nordamerikanischer Staaten, nämlich: New-York, New-Jersey, Pennsylvania, Ken-tucky, Louisiana, Virginia, Florida, Mary-

land, Rhode Island, Tennessee, Colorado, Idaho, Maine und Mississippi das gesetzliche Heiratsalter 12 Jahre für Mädchen und 14 Jahre für Knaben ist, und daß die Erlaubnis zur Eheführung einer großen Anzahl von Kindern im Alter von 12, 13 und 14 Jahren erteilt wird.

Gemäß einem kürzlich von der Russell Sage Foundation veröffentlichten Bericht leben zur-zeit in den Vereinigten Staaten 667 000 Per-sonen, die in diesem Alter geheiratet haben. In manchen Staaten kann ein Mädchen in einem Alter heiraten, in dem das Gesetz sie zu erwerbsfähiger Arbeit noch nicht zuläßt.

In den meisten der Städte, die von der Unter-suchungskommission der Russell Sage Foundation befragt worden sind, konnte fest-gestellt werden, daß Kinder unter 16 Jahren keinerlei Schwierigkeiten hatten, die Heirats-erlaubnis zu erlangen. An manchen Orten hat nur die eine der beiden um die Erlaubnis zur Eheführung nachsuchenden Personen per-sönlich bei der betreffenden Behörde zu er-scheinen; in einigen Orten ist persönliches Er-scheinen überhaupt nicht nötig, sondern schrift-licher Antrag genügt. Eine Befreiung der Eltern ist für die einzige Altersbestimmung, der von den meisten Behörden, die die gesetzliche Ehe-erlaubnis erteilen, gefordert wird — während doch in den meisten Staaten Vorschriften be-stehen, die die Verbringung eines urkundlichen Altersnachweises sogar in Fällen vorschrei-ben, wo die Ausstellung von Lohnbüchern be-antragt, um die Ausstellung eines Reisepa-ses fürs Ausland oder um die Erlaubnis zur Führung eines Kraftwaagens nachgeholt wird!

Der Bericht dringt auf eine Stärkung der gesetzlichen Bestimmungen in diesem Zusam-menhang; er fordert, daß das gesetzliche Heiratsalter auf 16 Jahre für Mädchen festgelegt wird und daß Gesetze betreffend Heirats-erlaubnis mindestens 5 Tage vorher den Behör-den unter Befreiung eines urkundlichen Al-tersnachweises (Kauf- oder Geburtschein) von beiden Eheandidaten persönlich eingereicht werden. Die diesbezüglichen Vorschriften müssen für alle Staaten gültig gemacht werden.

„Wir steigen aus. Komm zum Opa — aber es braucht sich wirklich nicht gleich eine jede neben einen zu legen!“

„Ohne Bild und Gruß freut sie, die Arme um das schluchzende Kind gelegt, an Mutter und Sohn vorüber. Der betriefft, was geschieht, sieht verzweifelt die Plätze von sich, geht hinab auf den Boden, will hinter den Weggehenden zur Wagenkür hinaus.“

„Gute da, das böse Mädchen!“ Die Mutter lockt ihn zur Ablenkung von der Treppe weg an die Scheiben.

Draußen wird Trübden vorbei getragen. Sie wendet sich erstickt zur Wärme der Mutter, lenkt dann aus dieser neuen Sicherheit einen blühenden Blick. Als sie die schimmernden Augenlider zwischen hinter dem Fenster findet, erstarrt ihre lebendigen Miene wie ein Marienfalter, das sich tot stellt.

Und der Junge tott gegen das Glas, stellt sich ohnmächtig, spürt den Finger, ihn der Feindin ins Auge zu bohren. Er magt sich nach vor Mut, sinkt zurück, pugt mit der Oberlippe das schmeibende Mädchen, lüchelt plötzlich, halb noch brüllend, mit offenen Lippen lasow wie einen Kuck von sich gehend zum ersten Mal über das Gesicht der Mutter.

Warum ein besonderes Frauen-tum?

Daß das Mädchen und Frauentum in Verlaufe des letzten Jahrzehntes erfreulich neue Wege eingeschlagen hat, das ist geläufiger, loderer, annütiger

„Wir steigen aus. Komm zum Opa — aber es braucht sich wirklich nicht gleich eine jede neben einen zu legen!“

„Ohne Bild und Gruß freut sie, die Arme um das schluchzende Kind gelegt, an Mutter und Sohn vorüber. Der betriefft, was geschieht, sieht verzweifelt die Plätze von sich, geht hinab auf den Boden, will hinter den Weggehenden zur Wagenkür hinaus.“

„Gute da, das böse Mädchen!“ Die Mutter lockt ihn zur Ablenkung von der Treppe weg an die Scheiben.

Draußen wird Trübden vorbei getragen. Sie wendet sich erstickt zur Wärme der Mutter, lenkt dann aus dieser neuen Sicherheit einen blühenden Blick. Als sie die schimmernden Augenlider zwischen hinter dem Fenster findet, erstarrt ihre lebendigen Miene wie ein Marienfalter, das sich tot stellt.

Und der Junge tott gegen das Glas, stellt sich ohnmächtig, spürt den Finger, ihn der Feindin ins Auge zu bohren. Er magt sich nach vor Mut, sinkt zurück, pugt mit der Oberlippe das schmeibende Mädchen, lüchelt plötzlich, halb noch brüllend, mit offenen Lippen lasow wie einen Kuck von sich gehend zum ersten Mal über das Gesicht der Mutter.

„Wir steigen aus. Komm zum Opa — aber es braucht sich wirklich nicht gleich eine jede neben einen zu legen!“

